

Buchvorstellung

Rückblicke Die Abteilung Information an der hfg ulm

David Oswald
Christiane Wachsmann
Petra Kellner

03.10.2015, club off ulm

Rückblicke
Die Abteilung Information
an der hfg ulm



Herausgegeben von
David Oswald
Christiane Wachsmann
Petra Kellner

schriftenreihe club off ulm e.v.

Übersicht

1. Das Herausgeberteam
Anfänge und Entwicklung der Rückblicke
Inhalte und Aufbau
Form und Inhalt
Beispieleseiten
2. Erdmann Wingert: Lesung eines Rückblick-Ausschnitts
Gui Bonsiepe: Kurzvortrag
Rückblick-Zitate und Thesen als Diskussionsinput
3. Diskussion mit Autoren, Ehemaligen, Herausgebern
und dem Publikum

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Die Herausgeber: ~~hfg ulm~~, c.o.u.

Petra Kellner

HfG Offenbach, u.a. HfG-Synopse mit Nick Roericht

David Oswald

HfG Schw. Gmünd, ehem. Mitarbeiter von Gui Bonsiepe (FH Köln)

Christiane Wachsmann

HfG-Archiv Ulm, Kuratorin, Autorin

Monika Maus

c.o.u., Gestaltung, Layout

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Anfänge der Rückblicke-Reihe

*Dem „sichtbaren Ulm“ geht ein
„unsichtbares Ulm“ voraus,
über das wenig publiziert wurde.*

Gerhard Curdes, Rückblicke Bauen, 2006



Anfänge der Rückblicke-Reihe

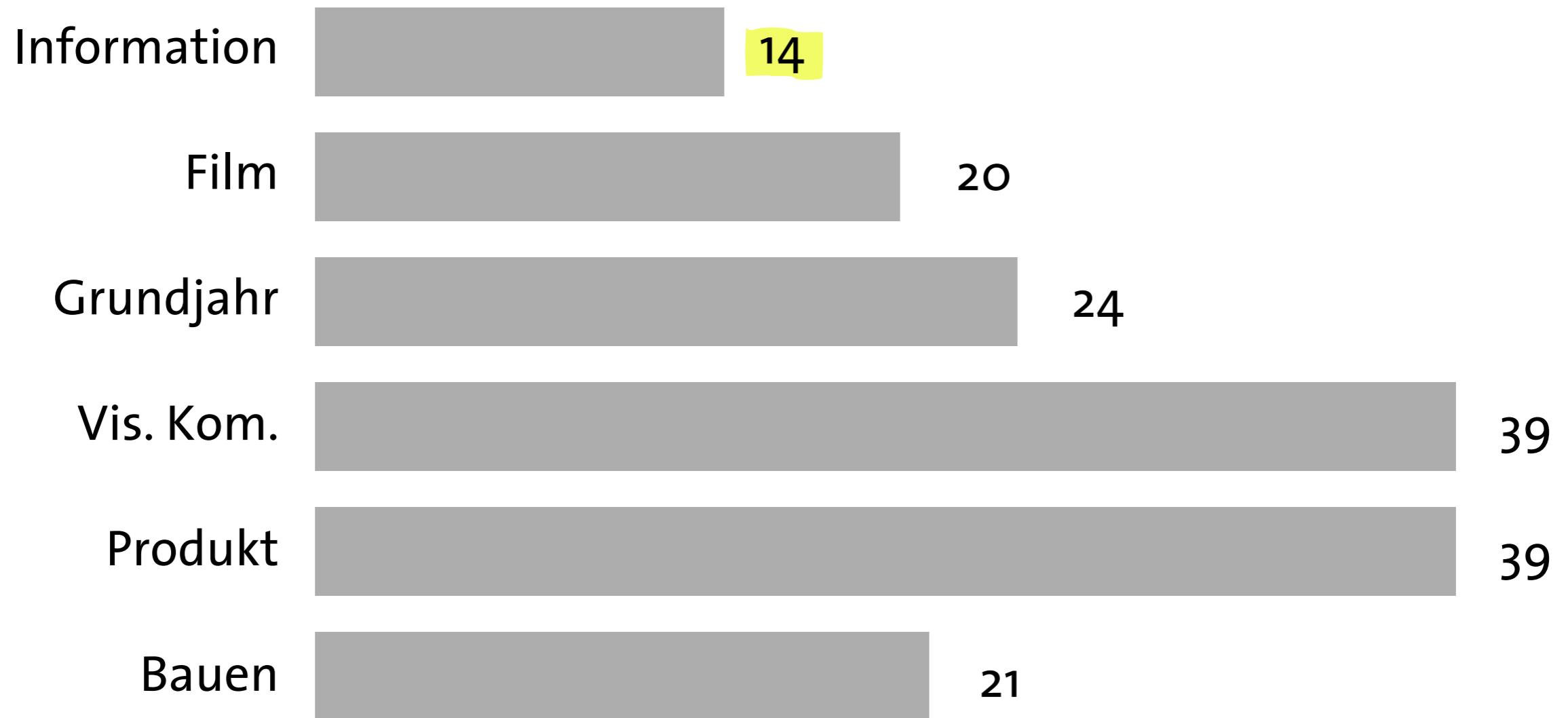
*sieht man sich die Publikationen zum Thema hfg an, [hat sich] nicht[s] geändert: **Resultate stehen im Vordergrund, nicht Vorgehensweisen.***

*„Das unsichtbare Ulm“, müsste also noch **sichtbar gemacht werden**; vielleicht gelingt uns dies noch.*

Marcel Herbst, Rückblicke Bauen, 2006

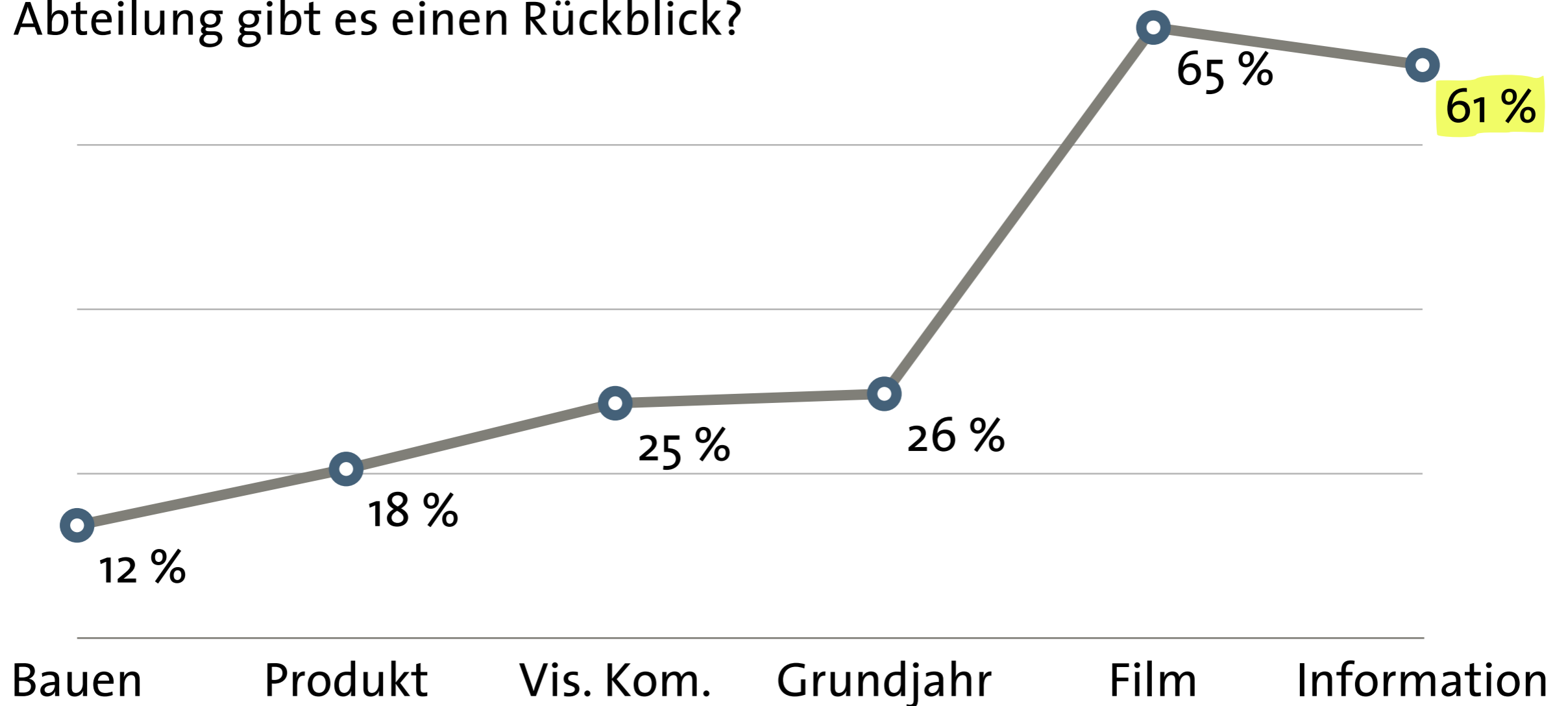


Anzahl der Rückblicke: absolut



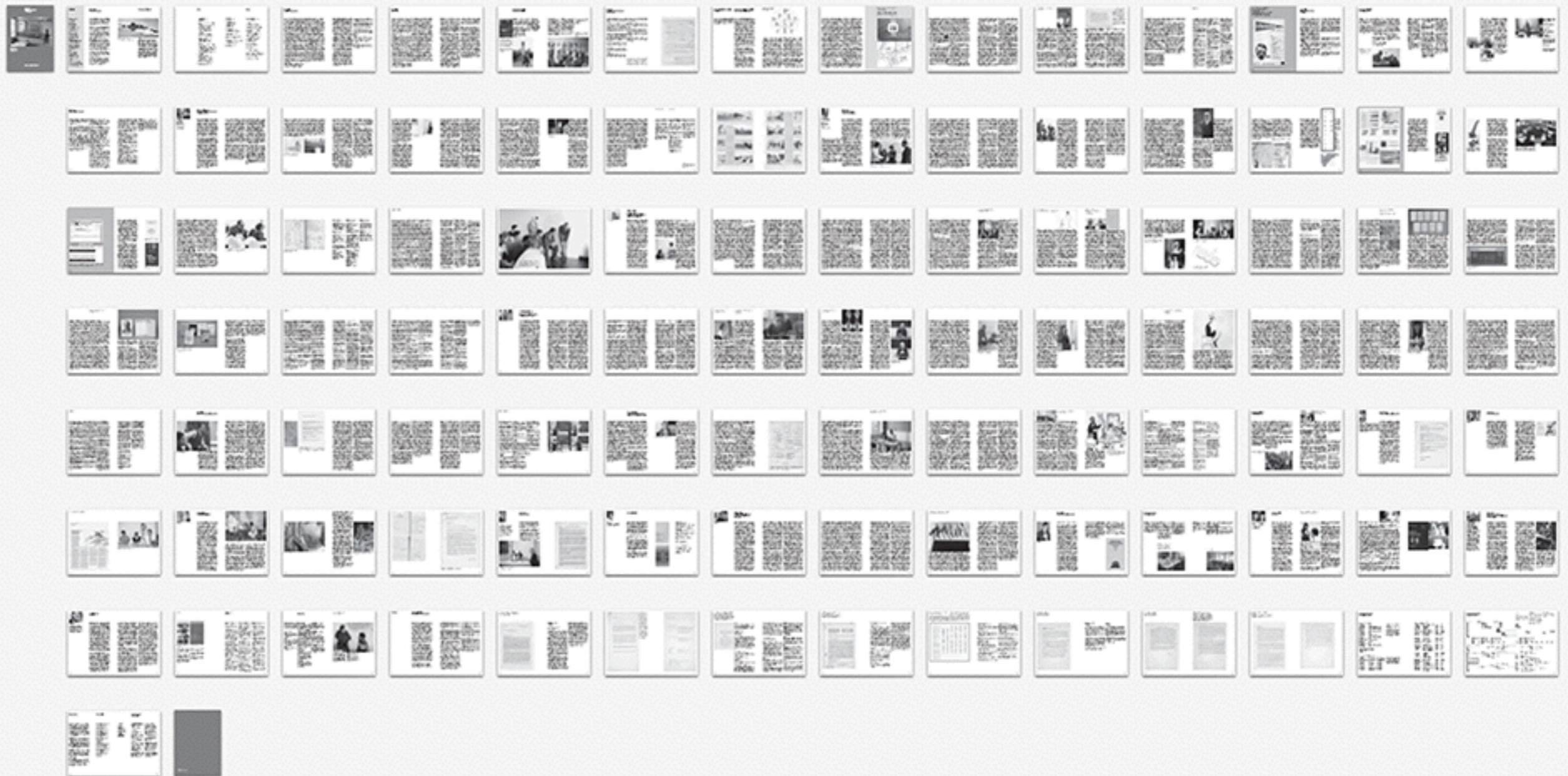
Quote: relativ zur Abteilungsgröße

zu wieviel % der Ehemaligen der jeweiligen Abteilung gibt es einen Rückblick?




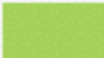


Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Inhalte und Aufbau



Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm


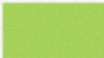


Inhalte und Aufbau

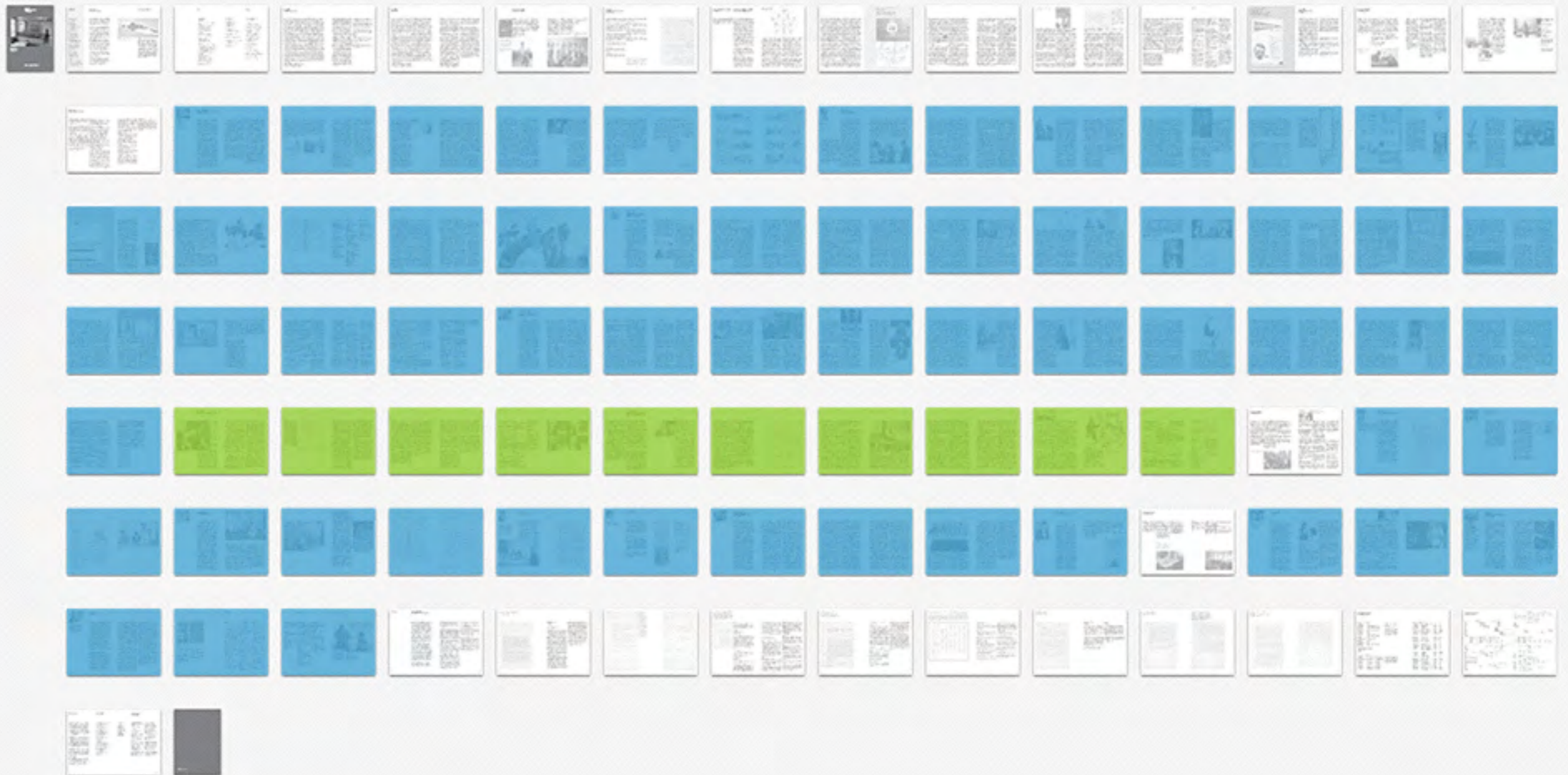
-  Rückblicke
-  Abteilungsleiter
-  Geschichte
-  Faksimiles, Transskripte, Listen



Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm


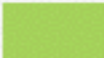


Inhalte und Aufbau

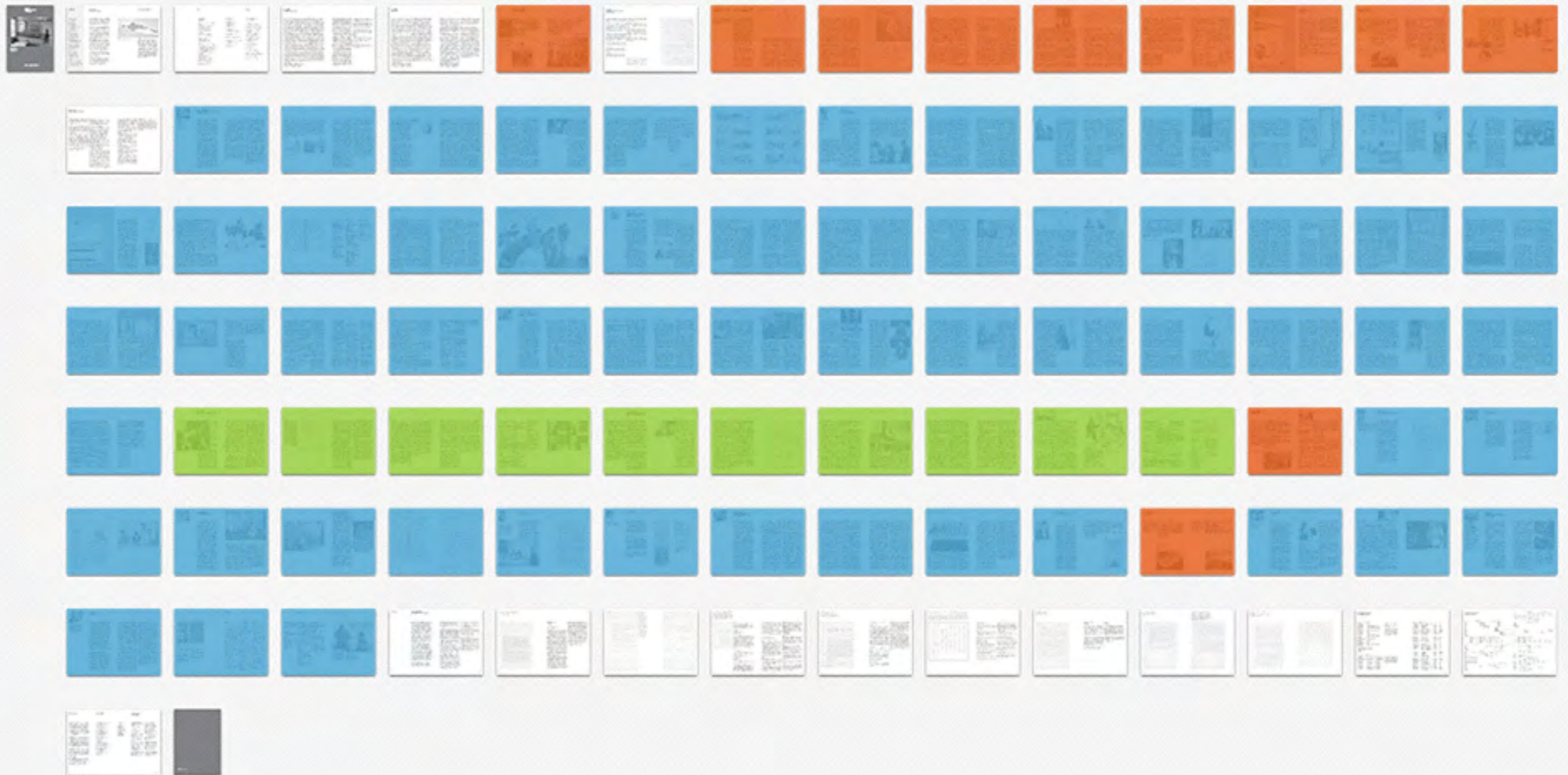
-  Rückblicke
-  Abteilungsleiter
-  Geschichte
-  Faksimiles, Transskripte, Listen



Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm


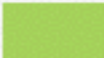


Inhalte und Aufbau

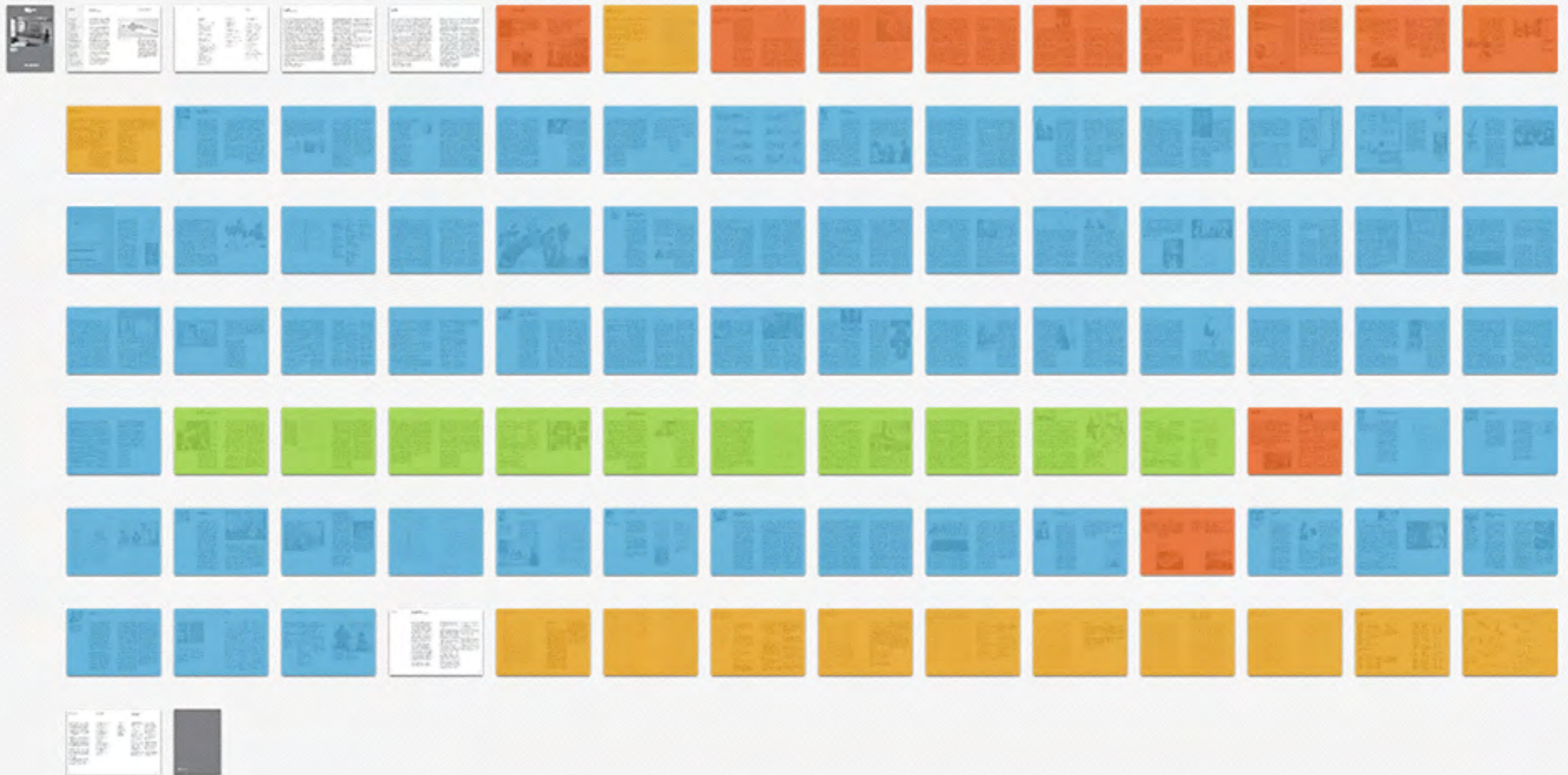
-  Rückblicke
-  Abteilungsleiter
-  Geschichte
-  Faksimiles, Transskripte, Listen



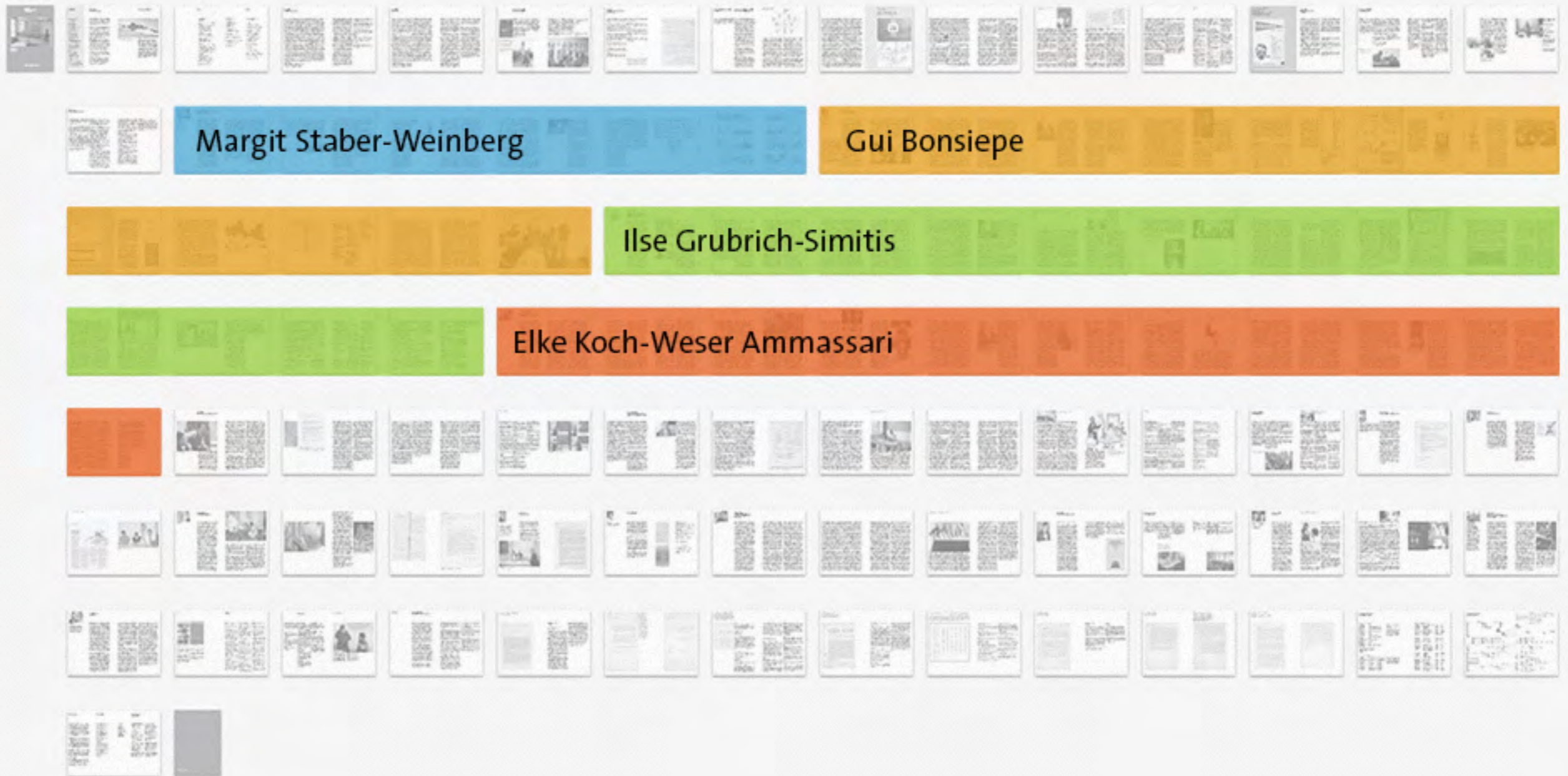
Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Inhalte und Aufbau

-  Rückblicke
-  Abteilungsleiter
-  Geschichte
-  Faksimiles, Transskripte, Listen



Die erste Generation: 1954-1958

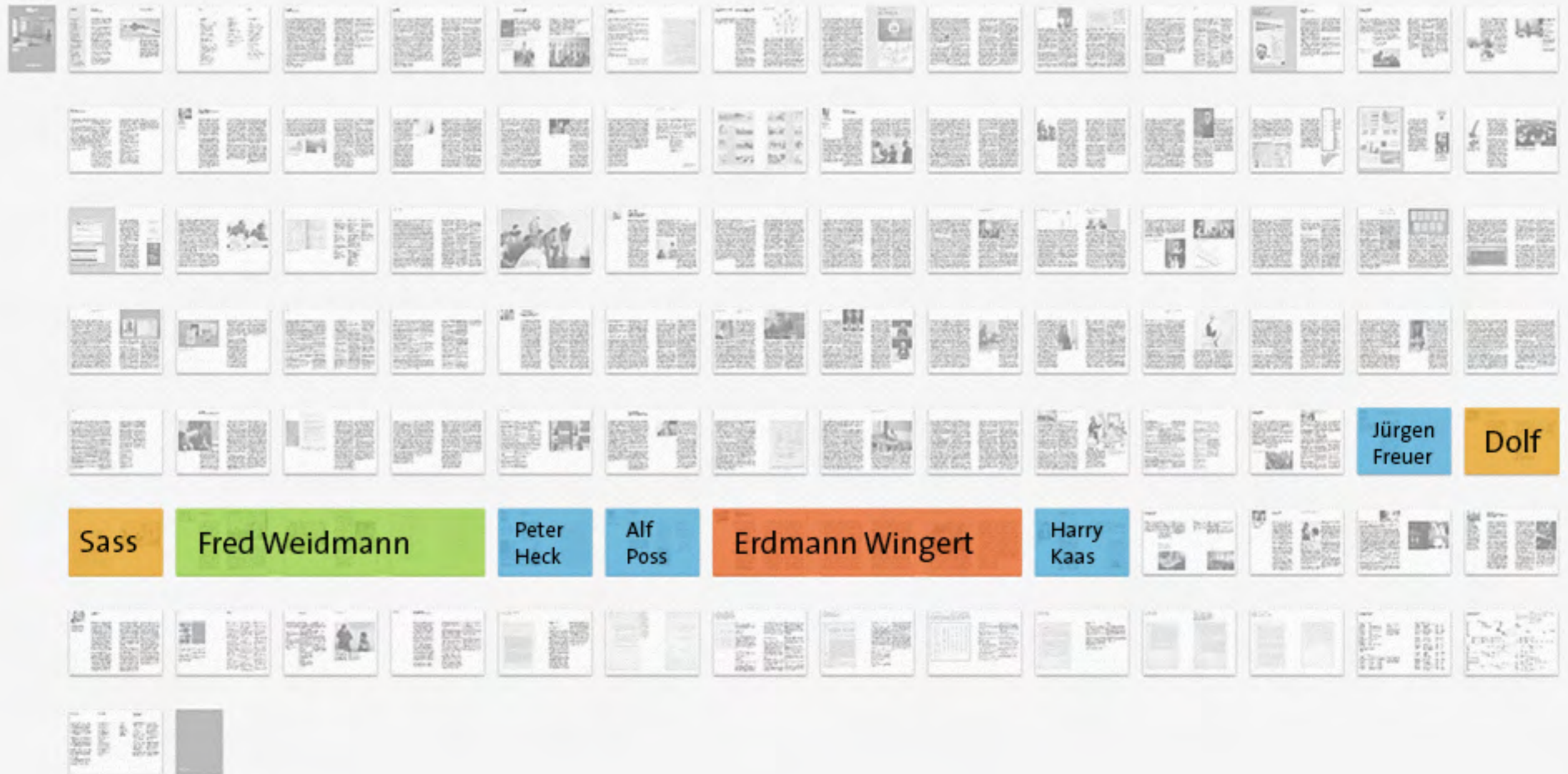


Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Die Abteilungsleiter



Die zweite Generation: 1958-1962



Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Die dritte Generation: 1962-1971





hfg ulm 1954-1958

Margit Staber-Weinberg
Carl-Schröter-Str. 12
8032 Zürich
tel. 0041-44-26 15 55
fax 0041-44-26 15 777

mweinberg@bluewin.ch

Margit Staber-Weinberg Hätte ich doch damals ein Tagebuch geführt! „Information“ an der hfg

Der Titel zu diesen mehr als fragmentarischen Erinnerungen findet sich als Stossseufzer in dem Referat, das ich zum 50-jährigen Jubiläum der hfg im Kreis des club off ulm 2003 gehalten habe.¹ Unwiederbringlich dahin und schon sehr lange her sind die schönen Tage von Ulm, und ohne verklärende Reminiszenz darf man festhalten, dass die Ulmer Studienjahre vom Göttergeschenk grosszügig verfügbarer und nie wiederkehrender Zeit geprägt gewesen sind: keine atemlose Hektik wie im „Durcheinandertal“² von heute wäre der Niederschrift der Tagesabläufe mit den jeweiligen Studienplänen, dem Netzwerk der Lehrenden und Lernenden entgegengestanden. Viel später erst dämmerte die Einsicht, an einem pädagogischen Jahrhundertereignis mit Höhen und Tiefen der besonderen Art beteiligt gewesen zu sein. In Wort und Bild hätte man über die Studienjahre hinweg ein Scrapbook von dokumentarischem Wert anlegen können. Von Hand geschrieben, vermutlich, mit kleinen Skizzen und unscharfen Momentaufnahmen visualisiert. Die Computerwelt kündigte sich als nahende Zukunftsmusik an, ohne dass man gewusst hätte, wie damit umzugehen sei.

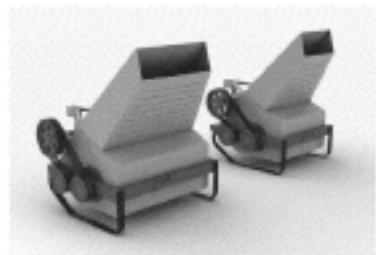
Man lebte den Tag, jeden Tag intensiv, – jedoch nicht einfach in den Tag hinein. Ein Erlebnis bereits der überdachte Weg mit Ausblicken in die Landschaft vom vierstöckigen Wohnturm (für die Studierenden, Frauen und Männer gemeinsam) zur Mensa, den Unterrichtsräumen und Werkstätten – Architektur hinein komponiert in die karge hügelige Landschaft am Südfuss der Schwäbischen Alb. Die spartanische Qualität der sich rhythmisch entfaltenden, kubisch gegliederten Betonbauten wirkt nach als eine Entsprechung von massstabgerechtem Menschenwerk zur Natur. Nein, ich gerate nicht ins Schwärmen. Aber man muss bedenken, dass für die jungen, begierigen Menschen nach dem Aufbruch aus den Trümmern in der Nachkriegsgesellschaft die Teilnahme an dem gestalterischen Experiment Ulm zunächst einmal in jeder Beziehung das Staunen des Dabeiseins ausgelöst hat. Man sog die kreative Energie des Moments auf; man dachte nicht daran, die Chronik der Ereignisse für die Nachwelt festhalten zu müssen. So jedenfalls lege ich mir im Rückblick die Befindlichkeit im magischen, von der Alltagswelt ringsum abgehobenen Zirkel der hfg während meiner Studienjahre zurecht. Man lese in dem aufschlussreichen Buch „Selbstbehauptungen – Frauen an der hfg ulm“ von Gerda Müller-Krauspe die Kapitel „Lebens- und Arbeitsort“ und „Gebäudekomplex/Architektur“.³ Ja, die mit trockenem Witz kommentierende Autorin kommt zu der Feststellung, die „ersten Studiengänge [hätten] ein ganz besonderes, ein nachgerade inzestuöses Verhältnis zu den Baulichkeiten und Einrichtungen der Schule entwickelt“. Und sie bringt dieses damit in Zusammenhang, dass der Unterricht längst schon vor der Eröffnung der Schule unter manchmal abenteuerlichen, provisorischen Zuständen in der Stadt Ulm begonnen hatte. Deshalb sei die Inbesitznahme der unberührt nagelneuen Anlage, an deren baulicher Entstehung und Einrichtung viele Studierende mitgewirkt hatten, einer Initiation des verheissenen Ortes gleichgekommen. Endlich dort, wo man so brennend gerne sein wollte!

„Learning by doing“ führt zu den gestaltungspädagogischen Methoden hin, von denen das Experiment Ulm ausgegangen ist und die nach wenigen Jahren jene erbittert geführten methodologischen Auseinandersetzungen auslösten, die im Nachhinein wie der Streit um des Kaisers Bart erscheinen. Denn letzten Endes wollten alle, die hier so hoffnungsvoll zusammenkamen, dasselbe bewirken, erforschen, entwickeln. – Bevor ich zu diesem Punkt in meinen Erinnerungen die Schublade hfg auf tue, sei ein Exkurs eingeschoben über die Motivation, die eine aus konservativ bürgerlichem Milieu stammende junge Frau im Lebensbereich Ulm / Neu-Ulm an der Donau völlig unvorbereitet an diesen im Familienverständnis exotisch anmutenden Ort geführt hat. Kultur bedeutete bei uns zuhause Bücher zu lesen, möglichst die klassische Literatur bis ins 20. Jahrhundert, Thomas Mann etwa war angesagt; gelegentlich ging man ins Stadttheater, das zugleich Opernhaus war, und an welchem Herbert von Karajan seine Laufbahn als Kapellmeister anfangs der 1930er Jahre begonnen hatte. Bildende Kunst war kein Thema, und konkrete Kunst schon gar nicht. Das Wort Design, das Max Bill so gar nicht mochte und dem er sein Ideal der Umweltgestaltung dagegen stellte, hatte noch niemand gehört. Brav wurde das Abitur absolviert, mit guten Noten, etwas anderes stand nicht zur Diskussion. Und was nun? Da schwebte ein nur nebulöses greifbares Verlangen, es müsse nun doch eine neue Zeit anbrechen und auf welche Weise könnte man daran teilhaben und mitwirken?

Die Nazi-Zeit war in Rauch und Asche untergegangen, ein eisernes Gitter der Verdrängung in der Vätergeneration sank herab, um erst eine gute Generation später wieder mit der mühseligen Etablierung eines Holocaust-Bewusstseins aufzutauchen. Ich hatte, als Gymnasiastin, die 1945 von Inge Aicher-Scholl ins Leben gerufene Ulmer Volkshochschule besucht, insbesondere die so genannten „Donnerstags-Vorträge“ mit weltanschaulichem Gewicht fielen auf interessierte Ohren. Wie in anderen deutschen Städten war im Zeichen der Re-Education-Programme der amerikanischen Besatzungsmacht ein „Amerika-Haus“ eingerichtet worden, dessen Bibliothek ein faszinierend unbekanntes Tor zur Welt auf tat. Von daher stammt wohl meine bis heute anhaltende Liebe zur anglo-amerikanischen Literatur. Eigentlich wollte ich Sprachen studieren, ziemlich naiv schwebte mir vor, mittels Sprache irgend etwas bewerkstelligen zu können. Ich sah mich an der Universität München um. Es sollte nicht sein, ein solides, traditionelles Studium.

Man hörte und las von dem gärenden Hochschul-Projekt, das am Rand von Ulm verwirklicht werden sollte. Ganz anders sollte es werden als tradierte, universitäre Pfade einzuschlagen. Der Name von Max Bill kam ins Spiel. Die Geschwister-Scholl-Stiftung wurde 1950 gegründet. Nach mancherlei Hin und Her über die inhaltliche Beschaffenheit der neuen Lehrstätte, zunächst mit politisch, staatsbürgerlich demokratischer Tendenz, schälte sich ein Unterrichtsmodell heraus mit dem Vorhaben „junge Menschen für die Lösung von Gestaltungsaufgaben in der modernen Zivilisation“⁴ auszubilden (Zitat aus Prospekt). Das war es; da wollte ich hin, auch wenn es ziemlich unklar war, wie meine nicht besonders praktischen Talente an einer Gestaltungsschule funktionieren würden. Ich wollte weg aus einer zunehmend eng empfundenen Provinz, und – siehe da! – die Provinz verfloß wie von Zauberhand gleich vor Ort am Oberen Kuhberg in der Luft mir so aufregend neu erscheinender Ausbildungshorizonte. Es werde im Rahmen der Studienprogramme der Hochschule für Gestaltung Ulm auch ein Fach „Information“ geben. Seelenbalsam für die vorläufig unscharf einen Lebensplan suchende junge Frau. Ich fasste Mut, ging hin und bewarb mich, füllte den in den ersten Hochschuljahren ausgehändigten, anspruchsvollen Fragebogen aus, zu dem ich Antworten über mein kulturelles, politisches, allgemein demokratisches Selbstverständnis mehr erahnte als deutlich zu definieren vermochte. Leider besitze ich kein Duplikat dieses im heutigen Fokus des Datenschutzes eher merkwürdig anmutenden Dokumentes.

Im Einzelnen kann ich mich nicht mehr erinnern. Auch nicht daran, was zitternd vor Aufregung in einem persönlichen Vorstellungsgespräch mit der übermächtig erscheinenden Kultfigur von Max Bill erörtert wurde. Das für die Aufnahme in die Abteilung Information erforderliche Abitur brachte ich mit. Als praktische Voraussetzung konnte ich ein bescheidenes Volontariat bei der Schwäbische Donau-Zeitung vorweisen mit dem Bonus, dass dessen durch seine jüdische Herkunft legitimierte Verleger Kurt Fried ein Befürworter der hfg in skeptischen Ulmer Kulturkreisen war, zudem Sammler von Nachkriegskunst mit Schwerpunkt konkret geometrisch. Das kam gut an. Dass ich dem Anforderungsprofil entsprach, wundert mich immer noch. Vermutlich hat es mir geholfen, dass ich eine Frau war. Gleichberechtigung gehörte zur Idee „Ulm“ bevor das Rad der Genderngerechtigkeit zu drehen begann. Und ich darf hinzufügen, dass mir eine solche von da an in meiner späteren beruflichen Arbeit ohne feministischen Uebereifer selbstverständlich geblieben ist. Fairerweise muss man hinzufügen, dass es Frauen in den kulturvermittelnden Sparten immer schon leichter hatten als in anderen Wissensbereichen.



Landwirtschaftsmaschine. Entwurf: Gruppe für Produktentwicklung/Industrial Design am INTEC (Technologisches Forschungsinstitut, Santiago de Chile).

Das durch das Studium geweckte Interesse an Emanzipation und am Abbau von Herrschaftsinteressen, also das politische Interesse, war bis 1971 weitgehend abstrakt geblieben, trotz der Studentenrebellion, die 1968 auch die HFG erfasste und sich zeitweise derartig zuspitzte, dass einen Bleistift in die Hand zu nehmen, um einen Entwurf zu skizzieren, geradezu als verpönt galt – ging es doch gemäß radikaler Position zuerst einmal darum, die Gesellschaft insgesamt zu revolutionieren. Die konkrete politische Dimension des Entwerfens erschloss sich erst durch die Tätigkeit in Chile, die jäh durch den bürgerlich-militärischen Putsch mit clerikal-faschistischem Einschlag samt intensiver Beihilfe des Präsidenten Nixon und seines Außenministers Kissinger am 11. September 1973 beendet wurde. Die Arbeit der Gruppe für Produktentwicklung am Technologischen Forschungsinstitut in Santiago de Chile war durch und durch vom Entwurfsansatz der HFG geprägt. Es war einer der seltenen Momente in der Geschichte der Entwurfspraxis, in denen sich sozialpolitisches Programm und Entwurfsprogramm nahtlos miteinander deckten.

Anekdotischer Einschub: Ein Buch und seine Folgen

Im Jahre 1970 wurde in Chile ein von der damaligen Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) betreutes Projekt der technischen Kooperation umgesetzt. Eines Tages erschien auf Anregung eines Freundes ein junger chilenischer Ingenieur zu einem Besuch. Er war nicht sonderlich redselig und es war mir auch nicht klar, was aus diesem Besuch werden würde. Einige Monate später – er war inzwischen zu einem wichtigen Mitarbeiter in der Regierung Salvador Allendes geworden – gestand er mir Folgendes: Er hegte keine sonderlich hohe Meinung von Designern; er hielt sie, wie auch Architekten, durchweg für Wirkköpfe (auf Spanisch *confusionistas*). Als er aber in meiner Bibliothek das Buch von Stafford Beer *Decision and Control* entdeckte, berichtete er stillschweigend sein Vorurteil. Ohne diesen Zufall wäre die am Technologischen Forschungsinstitut INTEC tätige Gruppe für Produktentwicklung schwerlich an das strategische und emblematische Projekt Cybersyn herangekommen. Von den Seminaren bei Max Bense und Horst Rittel führte eine direkte Verbindung über fünfzehn Jahre hinweg in die berufliche Gegenwart in einem anders gearteten kulturellen, sozialen, politischen und technologischen Kontext.

Die aus HFG-Tradition übernommene Praxis, die Entwicklung von Projekten systematisch zu dokumentieren, spiegelte sich in der Publikation (insgesamt vier Ausgaben) einer kleinen Zeitschrift INTEC des Instituts. Sie diente unter anderem dazu, die Entwicklung eines Entwurfs nachvollziehen zu können und weit verbreitete Missverständnisse über die Rolle des Industrial Designers zu beheben und vor allem den konstitutiven Unterschied zwischen Design im Zentrum und Design in der Peripherie herauszuarbeiten. Im Kontext einer von Ingenieuren und Forschern beherrschten Institution war es Anfang der 1970er Jahre durchaus gängig, Design mit ästhetischer



Gesamtansicht des Opsroom für wirtschaftliche Planung, 1972/73. Entwurf des Raumes und des Informationsdesign für Wirtschaftsdaten: Gruppe für Produktentwicklung/Industrial Design am INTEC (Technologisches Forschungsinstitut, Santiago de Chile).



HfG Ulm 1958-1960

Fred Weidmann Die HfG, Ulm und Germanien.

Es ist in der Tat eine lange Geschichte, sie beginnt 1956, in Zürich. 18-jährig befasste ich mich mit Max Bill und den „Konkreten“, die im Kunsthaus Zürich, im Feuilleton und in Galerien hoch im Kurs sind, besuche gleichzeitig die Kantonale Handelsschule und abends die Anatomie an der Kunstgewerbeschule.

1957, Abitur/Matura und gleich mit Stipendium in die USA, Hauptfach Journalistik und Anatomie für zukünftige Mediziner. Das mit einer Renaissance-Vorstellung von einer Künstler-Ausbildung. Prägend waren vor Ulm zwei Einzelausstellungen in der Amerikanischen Provinz, die beide ausverkauft waren. Ich versteckte Figürliches im Splash-Chaos wie Jackson Pollock. Als ich nach Ulm kam, wollte ich noch immer Künstler werden und das mit der bestmöglichen Ausbildung.

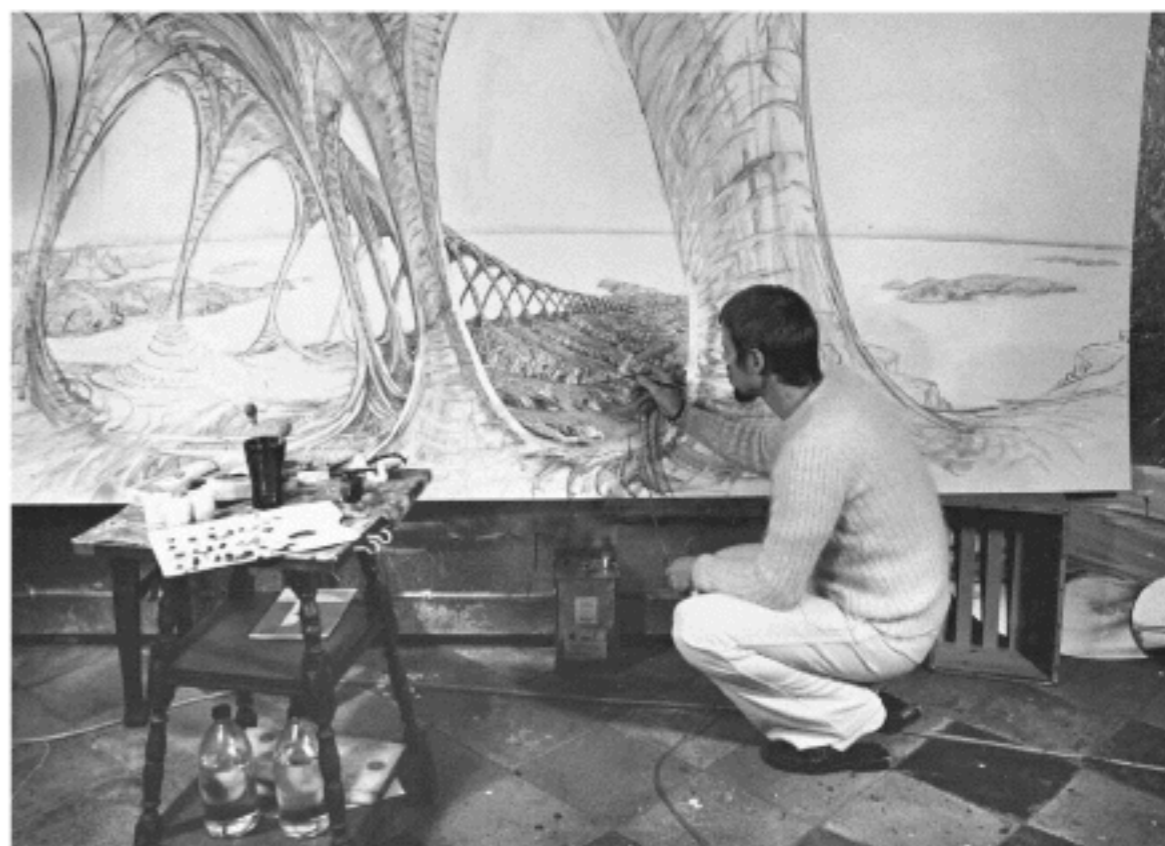
1958, September, es war nach Semesterbeginn in Ulm, erfuhr ich aus der Neuen Zürcher Zeitung von der HfG. Da wollte ich weiterstudieren, da würde ich mich einbringen. Nach einem intensiven Gespräch mit der Hochschulleitung war ich aufgenommen: Zu meiner Verwunderung gab es kein weiteres Aufnahmeverfahren. Ich war der ideale Kandidat für die Abteilung „Information“. Maldonado war bereits an Bills Platz, Bonsiepe machte seine Pünktchen. Das gab mir zunächst die Hoffnung, man könne an der HfG auch malen.

Zwar war ich als 20-jähriger Schweizer schon viel herungekomen, hatte ja eigentlich auf den Spuren von Max Bill zur HfG gefunden, hatte den Louvre und das Guggenheim Museum besucht, aber Deutschland und seine kulturhistorisch gespannte Zeit überfiel mich ähnlich wie die Rassenvorurteile der Amerikaner in ihrem Land.

Funktional musste alles Gestaltete sein, das war auch meine Überzeugung, aber, dass man den darstellenden, ornamentierenden und agitierenden Künstler gnadenlos ausrotten wollte, war mit Funktionalität nicht zu begründen. Da war das Kind mit der Entnazifizierung ins Wasser gefallen. Ich hatte nicht Makart erwartet, aber Vordemberge-Gildewart konnte die Lücke nicht füllen. Noch zum Ulmer Funktionalismus: Ich fand eine verlogene himmelblaue Zigarettenpackung mit symbolträchtigem Gallierhelm beispielsweise eher funktional, als eine tabakraune mit weissem Streifen, wie wir sie mit viel Pathos gestaltet hatten. Kein Mensch in der Stadt hätte unser Produkt gekauft.

Ich war nach Ulm gekommen, auch weil mir das amerikanische System, Kunst an Universitäten zu vermitteln, aus der Ferne dort am ehesten realisiert schien. Die Realität fand ich dann eher sektiererisch bauhausig mit einem starken Hang zur Industrie-Andienerei. Das war einfach nicht die Revolte, nach der ich mich sehnte – da kam ich als Unternehmersöhnchen her.

Unter den Studierenden gab es Freundschaften. Marcel Herbst, mit dem ich ein Zimmer im Wohnturm teilte, war mir ein sehr wertvoller Freund. Er überschaute genau das Spektrum der gesellschaftlichen Realität, was mir gefehlt hatte. Dank ihm kam ich



Pathway to Satori, Standfoto für den WDR-Film Ölmalerei, 1977

nach Ostlerlin, lernte Wolf Biermann kennen, das Brecht-Theater. Manfred Eisenbeis war nicht in meinem Jahrgang, aber mit ihm verband mich Freundschaft, vielleicht weil er in jeder Situation die Seite der Vernunft einnahm. Dazu eine Geschichte: als viele Jahre später mein Sohn in Köln an der Kunsthochschule für Medien studierte, war Manfred Eisenbeis dort Rektor. Er hat ihn, als er sich vorstellte, umarmt als sähe er einen alten Freund. Ich bedaure, dass unsere Lebensläufe so getrennt verlaufen sind. Der Austausch unserer Standpunkte hätte sicher meinen Weg beeinflusst. In meinem Kleiderschrank hängt noch heute eine Seidenkrawatte von Susanne Eppinger.

Ulm, Ende der fünfziger Jahre, war unfassbar seiner Zeit voraus. Man bedenke, in der Schweiz gab es damals noch an keiner Universität einen Lehrstuhl für Soziologie. In Ulm lehrte ein bedeutender Soziologe. Faszinierende Mathematik, Informationstheorie, Kybernetik, Sozialpsychologie, ja Semiotik, all das exotisch Neue, faszinierend viel Versprechende, konnte man da zumindest kennenlernen. Oder, hatte ein junger Mensch das spätere Berufsleben im Visier, war er da sehr gut platziert. Die meisten Studierenden hatten ja einen Beruf gelernt und wussten, was sie suchten. Man musste nicht mal rekrutiert werden von der Industrie, man wuchs direkt hinein in die Projekte und Netzwerke.

Ich glaube, ich war der einzige, der in seinem Leben nur Student gewesen war. Die HfG, weil sie nichts von einer Kunsthochschule hatte, wurde in wesentlichen Dingen meine Initiation. Ich erlebte die Welt der Erwachsenen. Einige der Dozenten haben mich sehr

beeindruckt, Horst Rittel, der mir Wissenschaftstheorie und Informationstheorie nahe brachte, und Harro Kesting, der Soziologe, der mir das Gefühl gab, dass ein sozialpathetisch gelagerter Mensch mit einem Soziologiestudium besser gerüstet sei als durch einen Abschluss in Ulm. Beide mit Universitätsabschluss rüsterten mir hinter vorgehaltener Hand, dass das Studium in Ulm ja nichts von dem Gewicht einer deutschen Universitätsausbildung habe.

Die Gralshüter des Ulmer Rechteck-Stils habe ich gemieden. Das war aber nicht von Bedeutung, da es rundum unendlich viel zu lernen gab. Wertvoll war der Blick auf die Lebenswelt draussen. Die HfG hatte einen Riecher für Gastdozenten aus dem Wirtschafts- und Kreativ-Leben. Dort lernte ich die Vorgehensweise und die Qualitäts-Standards in den verschiedensten Berufen von den Besten ihrer Zeit kennen. Frei-Otto machte mit seinen Studenten Seifenblasen und Olympiade-Netze.

Zum Thema Grundjahr und Abteilung Information: Wir waren ja viel zu wenige, als dass sich ein separater Unterricht für uns gelohnt hätte. An der HfG konnte man alles mitkriegen, wenn man dafür Interesse zeigte. Notfalls machte man eine Fotoreportage über die Arbeit der Produktgestalter, oder man setzte sich einfach dazu bei den Architekten. Mit Gert Kalow, dem Filmemacher Vesely, dem Literaturkritiker Kaiser, war man mittendrin in einem Kreis von Referenten, die keine Rücksicht auf Erstklässler nahmen und keiner fragte nach dem Rang des Studierenden.

Form und Inhalt

sehr unterschiedliche
Textarten und -längen

deutlich längere Texte,
bis zu 26 Seiten

AutorInnen mit 60 Jahren
Schreiberfahrung,
teilweise mit
wissenschaftlichem
Zweitstudium

bis zu 100 Fußnoten

Inhalt vor Form

sehr unterschiedliche
Textarten und -längen

deutlich längere Texte,
bis zu 26 Seiten

AutorInnen mit 60 Jahren
Schreiberfahrung,
teilweise mit
wissenschaftlichem
Zweitstudium

bis zu

Fokus auf textlichen Inhalt
und Lesefluss

ggfs. Verzicht auf „schöne“
Doppelseiten

Flatternder Spaltenumbruch
nur wenn inhaltlich passend

Originale Bildausschnitte
und Proportionen bei
historischen Fotos und
Dokumenten

rechtzeitig vor dem Mauerbau aus dem Theater Brechts am Schiffbauerdamm nach Ulm ausgewichen, wurde durch die Inszenierung schlagartig berühmt und berüchtigt. Zur Premiere saßen wir Schulter an Schulter in der letzten Reihe und klatschten gegen die Buhrufe der Honoratioren in der ersten Reihe an. Es half nichts, auch nicht, dass die Zeitschrift „Theater heute“ die Inszenierung zur Auf-führung des Jahres kürte, denn bald darauf musste Zadek gehen und mit ihm ein Großteil des Ensembles. Was blieb, war die Erkenntnis, dass Theater ungeahnt heftige Emotionen wecken konnte.

Welch ein Kontrast zur Programmatik unseres Schulalltags, von der ich mich ohnehin mehr und mehr verabschiedet hatte! Verantwortlich dafür, dass ich dennoch blieb, war Gert Kalow, unser belesener und eloquenter Mentor, der grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Journalismus und Literatur gelten lassen wollte. Bezeichnend, dass er als didaktische Grundlage die Stilkunde eines Poeten nutzte: Ezra Pounds „ABC des Lesens“ befasste sich unter anderem mit dem Stellenwert von Hauptwörtern, Attributen und Verben, was in eine Übung mündete, in der wir aus einem Text zunächst jedes Substantiv strichen, danach aus einem zweiten alle Verben und schließlich aus einem dritten jedes Beiwort. Die nahe-liegende und doch überraschende Erkenntnis war, dass der Text ohne Hauptwörter unverständlich, ohne Verben leblos und ohne Attribute meist besser wurde. Zweck dieser und ähnlicher Übungen war es, uns „die Unschuld des Schreibens zu nehmen“, die Neigung auszutreiben, drauflos zu formulieren, die Disziplin zu beherzigen, Wörter abzuwägen und sie wie Bausteine für ein fest umrissenes Thema einzusetzen. Bis heute hemmt mich und hilft mir dieser Rat beim Schreiben – und vielleicht auch den Studenten, die ich diese Übungen durchspielen lasse.

Fraglich, ob unser Kommilitone Alfons Maria Poss von ihnen profitierte. Sein Idol war Ernest Hemingway, der seine Prosa weitgehend aus Hauptwörtern zusammensetzte und deshalb seinen Adepten bei dieser Sölibung durch offene Türen laufen ließ. Alf Poss stammte aus einer gut situierten Ulmer Familie, sein Bruder besaß einen englischen Sportwagen und eine märchenhaft schöne Frau, von der wir alle in unserer klösterlichen Klausur auf dem Kuhberg träumten. Ein weiteres Geschenk des Himmels hatte Alf mit einem Phlegma gesegnet, das ihn gelegentlich einschlafen ließ, wenn wir unsere Texte vorlasen. Ich erinnere mich nur an eine Gelegenheit, bei der er die Fassung verlor. Er erschien an diesem Morgen verspätet, etwas blass und verwirrt zum Unterricht und berichtete, dass er ein wenig durcheinander sei, nachdem er gegen seine Gewohnheit einen Umweg über das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers auf dem Kuhberg genommen hatte. Als er die Senke betrat, die zum Eingang des KZ führte, sah er, wie eine Bauersfrau das Beil über einem Haublock hob und ein Huhn köpfte. Auch er war, wie alle Studierenden der HFG, ein Kriegskind, zwar wohl behütet und gut versorgt, aber das Erbe unserer Eltern, die alle mehr oder minder in die Gräuel der Nazizeit verstrickt waren,

saß uns im Nacken. Im Gedenken an die Geschwister Scholl hatte Max Bill die Schule auf dem Kuhberg in direkte Nachbarschaft zu dem Konzentrationslager platziert, in dem, neben hunderten anderer Regimegegner, auch der Sozialdemokrat Kurt Schuhmacher gelitten hatte. Ich vermute, dass ein geköpftes Huhn Alfons Poss sicher nicht aus der Fassung gebracht hätte, doch die Exekution vollzog sich an einem Ort, an dem Menschen in seiner Heimatstadt gequält und getötet wurden. Es war das Jahr 1961, als er sich auf dem Gelände des ehemaligen KZ verirrt hatte, der Zeitpunkt, an dem Adolf Eichmann in Israel vor Gericht stand. Vielleicht entsprang auch daraus die Idee seines Theaterstücks, das Ende der sechziger Jahre unter dem Titel „Zwei Hühner werden geschlachtet“ bei der Premiere an der städtischen Bühne in Essen einen Skandal auslöste, der sich mit dem des Ulmer Geiseldramas messen konnte.

Nicht etwa, dass der sanftmütige, eher unpolitische und sogar gläubige Alf Poss sein Stück mit Huren, Gotteslästerern und Terroristen bevölkert hätte, im Gegenteil, bei ihm ging es durchweg unsinnlich zu, da agierten sechs Spieler in durchnummerierten Rollen, die ohne Punkt und Komma atemlose Tiraden absputen, was unter den Zuschauern wahrscheinlich eher Ratlosigkeit statt Empörung ausgelöst hätte, wenn nicht zum bitteren Ende zwei gackernde Hühner auf offener Bühne enthauptet worden wären. Der blutige Akt löste einen Aufschrei so ziemlich aller Tierschützer in deutschen Landen aus, dazu eine mediale Kontroverse über die Grenzen literarischer Freiheit, was für die Zukunft dieses noch jungen Dramatikers, der offenbar einen Nerv getroffen hatte, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ich weiß nicht, ob er sie irgendwann begraben hat, jedenfalls habe ich nie wieder etwas von ihm gehört oder gelesen.

Das war bei Herwig Birg anders, auf den ich immer wieder stieß, wenn er eines seiner unzähligen Bücher veröffentlicht hatte, die in gestochener Diktion und zwingender Logik den Untergang Deutschlands prophezeiten. Ich glaube, unser Herwig, dieser so unprätentiös wirkende Junge mit dem runden Kindergesicht, war der einzige unter uns Informanten, der den Formelreihen des nuschelnden Rittels folgen konnte, und auch die Sprachübungen, die uns Kalow auferlegte, brachte er mühelos auf den Punkt.

Es waren dies Aufgaben, die auf den ersten Blick alles andere als poetische Einfühlung verlangten, was so gar nicht dem Goethezitat zu entsprechen schien, wonach die Sprache der Leib des Geistes sei. Doch wenn man es wörtlich nahm, musste dieser Leib doch eine Art Anatomie besitzen, die es aufzuspüren galt. Kalow vergattete uns zur Lösung dieser und anderer Aufgaben mit einer Methode, die ganz und gar dem Geist der HFG entsprach: Ob Produktions- oder Kommunikationssektor, zum Ansatz jeder Gestaltungsidee gehörte eine Liste, auf der die Kriterien des Sujets aufzuschlüsseln und abzuhaken waren, eh es zur Umsetzung ging. So erschien er eines Tages mit einem Objekt, das uns beispielhaft dem Kerngeschäft des Journalistenberufs verpflichten sollte: nämlich zu informieren.

Das Objekt war eine Wäscheklammer, die wir zu beschreiben hatten, und zwar so, dass selbst ein seit je nackt herumlaufender Volkstamm begreifen würde, wozu so ein Ding gut sei. Es lief wahrscheinlich wie so oft bei solchen Übungen: Während ich noch Gedanken an Randerscheinungen wie die Nacktheit des Volksstamms verschwendete, hatte Herwig Birg seine zwanzig Zeilen in die Maschine gehackt und dabei alle Kriterien, die Kalow vorgeschrieben hatte, schnörkellos erfüllt. Sie beschränkten sich auf Fragen nach Form, Farbe, Preis, Alter, Material, Funktion und Handhabung des Gegenstands – der Sprachstil spielte bei Übungen dieser Art allenfalls eine Nebenrolle.

Ach, die Listen! Sie lagen auf allen Tischen aller Abteilungen! Ich bin sicher, eine davon auch im Institut des Hans Gugelot, vermutlich mit ähnlich unsinnlich aufgereihten Kriterien wie für die Beschreibung unserer Wäscheklammer. Es hieß, dass man für die Gestaltung des endgültig funktionalen Sessels in seinem Institut sogar Probanden verschiedener Größe und Dicke in weiche Gipsformen hatte sinken lassen, um aus den ausgeloteten Einbuchtungen einen Durchschnittswert zu ermitteln, der jeder Statur eine angemessene Sitzposition zuordnen würde.

Zumindest Herwig Birg dürften solche Verfahren eingeleuchtet haben, vielleicht formten sich ja schon damals bei ihm erste Einsichten in das Wesen der Demoskopie, die sich ja auch an Durchschnittswerten orientiert. Jedes mal, wenn ich in den vergangenen Jahrzehnten auf seine Kassandrarufer in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und anderen Blättern stieß, fielen mir diese Momente ein: Wie wir in Rauchwolken gehüllt vor unseren Schreibmaschinen saßen, im Diskurs über die Maximen dieser Anstalt, die sich dem Primat der Ratio verschrieben hatte und sich im Widerspruch zu allen gängigen Formalien erging. Hätte man mir damals prophezeit, dass unser Herwig Birg zum einflussreichsten Apokalyptiker der Bundesrepublik reüssieren würde, wäre ich vermutlich nicht überrascht gewesen. Auch nicht, dass ihn linke Kritiker an den rechten Rand rücken würden, weil seine Argumente für den Untergang Deutschlands auf dem gleichen Terrain angesiedelt schienen wie später die des Thilo Sarrazin. Oder war es Sarrazin, der sich bei Herwig Birg bediente, der schlimme, ja sogar allerschlimmste Einbußen deutscher Leistungsfähigkeit durch die Einwanderung unqualifizierter Ausländer befürchtete? Unter dem Titel „Deutschlands Ausstieg aus seiner demographischen Zukunft“ hatte sich Birg zum Beispiel darüber beklagt, „dass unser Land auf einer schiefen Ebene nach unten taumle, weil die Eltern, die eine stabile Entwicklung herbeiführen könnten, gar nicht erst geboren werden.“

Auch wir hatten in der Abteilung Information einen Einwanderer, im damaligen Sprachgebrauch auch Flüchtling genannt: Harald Kaas hatte es im Nachkrieg aus Böhmen ins Westdeutsche verschlagen, wie und auf welchen Wegen, das verschwie er, vielleicht weil es darüber nicht viel zu berichten gab, schließlich war er mit seinen einundzwanzig Jahren der jüngste in unserer Runde.

Dass er mindestens ein Jahrzehnt älter wirkte, lag nicht nur an den lupendicken Brillengläsern und der gelichteten Stim, sondern ergab sich aus seiner stupenden Allwissenheit. Er schien, trotz seiner jungen Jahre komplette Bibliotheken eingesogen zu haben und konnte sie auf Zuruf druckreif und zitatenreich wiedergeben. Ob Goethe oder Grass, Brecht oder Benn, Musil oder Enzensberger, alles, was deutsche Literatur von der Klassik bis zur Moderne zu bieten hat, ließ sich aufs Stichwort hin abrufen, beschränkte sich allerdings nicht aufs Referieren. Sein Urteil über Wert und Unwert eines Werkes oder Poeten stand nie zur Debatte und wenn sich dennoch eine Diskussion darüber anbahnte, drohte es, wie ein Fallbeil auf den Gesprächspartner niederzugehen.

Kaas konnte abgrundtief hassen, und das traf nicht nur Verächter und Ignoranten seiner Idole, sondern auch Institutionen wie die Hochschule auf dem Kuhberg, inbegriffen ihrer Kunstfeindlichkeit und Ignoranz in sensiblen und tradierten Dingen. Er sprühte vor Hass, wenn er die Rede auf diese „Kleinschreiber, Rechtwinkelseelen und Tassenstapler“ brachte. Besonders die obligate Kleinschreiberei erboste ihn, die in Form der serifen- und folglich schmucklosen Groteskschrift das typografische Erscheinungsbild aller Veröffentlichungen der Schule prägte. Zu seiner Genugtuung bestätigte ihn eine Übung im sogenannten Folterkabinett des HFG-Dozenten Doktor Perrine, wo wir noch in der Grundlehre in einem Guckkasten kurze Texte in verschiedenen Schriftarten aufleuchten ließen und die Lesedauer einer Reihe von Probanden ermittelten. Es zeigte sich, dass Serifenschriften in herkömmlicher Großkleinschreibung am besten zu lesen waren. Am schwersten zu entziffern waren dagegen Texte aus unserer hauseigenen kleingeschriebenen Grotesk. War es danach noch eine Überraschung, dass schließlich nicht der berühmte, mit wissenschaftlicher und technischer Systematik operierende Gugelot den Sesselpreis der italienischen Weltfirma erhielt, sondern ein Debütant? Heinz war der Preisträger, mein stiller Tischnachbar, der noch in der Grundlehre seinen Entwurf quasi mit linker Hand und aus dem Bauch heraus entwickelt hatte.

Solche Widersprüche waren für Kaas allenfalls Petitessen, die geeignet waren, seinen Spott über die immer wieder beschworene HFG-Maxime zu nähren, dass die Form der Funktion zu folgen hätte. Von wegen! Doch am bösesten gebärdete er sich, wenn es um „Jaue Linkliberale“ ging. In solchen Momenten funkelten seine Augen, ein sardonisches Lächeln verzog die speichelnden Lippen, während er einen nikotingelben Zeigefinger gegen den Widersacher stieß. Gelegentlich verstreute er seine Injurien gegen unsere Lehrkörper und deren empfindenden Dogmen in Form von Flugblättern, die er durch Mensa und Treppenhaus flattern ließ, was kopfschüttelnd und folgenlos zur Kenntnis genommen wurde.

Aber es gab auch einen Kaas, der fern aller blindwütigen Attacken kluge und fein differenzierte Texte schrieb, dazu bilderreiche durchweg autobiografisch durchwirkte Geschichten. Einige davon, die ich später in seinem Erzählband „Uhren und Meere“



hin zu Whitehead) beim Strukturbegriff und den Modalitäten ästhetischer Anschauung zu landen. Aufgabe war ein Aufsatz mit dem Thema „Anwendung und Definition der rationalistischen Denkweise“. Ich fühlte mich gänzlich überfordert! Aber das beeindruckte nicht meine Neugier und Faszination.

Anfangs beinhaltete unser praktischer Arbeitsplan: „Am Morgen immer Baravalle: Kurven und Spiralen zeichnen, die auf mathematischen Formeln beruhen und, in schwarz-weiß, entweder spiralförmig- oder symmetriebehaft ausgearbeitet werden.“ Wenn ich die Blätter heute betrachte, staune ich über die wirklich enorme Präzision dieser Arbeiten, und es fasziniert mich die Titel: *Logarithmische Spiralen als orthogonale Trajektorien* oder *Die Lemniskate und die pascalsche Schnecke als Inversion einer Hyperbel*. Weiter berichtete ich: „Dies täglich 3½ Stunden, bis 12 Uhr. Dann Essen, Pause bis 2 Uhr; anschließend Werkstatt. Wir waren diese Woche im Metall (jede Werkstatt ein Drittel des Grundkurses). Man bekam eine Eisenplatte, sollte diese rechtwinklig und ganz gerade schleifen. Eine unwahrscheinliche Geduldsprobe – erst langsam lernte ich es. Erst war immer zu viel und dann gleich wieder zu wenig da; drei Ecken glücklich ziemlich rechtwinklig, dann stimmte es immer mit der vierten nicht mehr.“

Zwar machte mir das manuelle Schaffen Freude, doch für nicht handwerklich Vorgebildete und Unerfahrene im Umgang mit Kreissägen und Lötältern wie mich, waren die Erwartungen – wie später auch in den Holz- und Gipswerkstätten – mitunter fast qualvoll hochgesteckt.

Dem Unterricht bei Hermann von Baravalle folgte ein auf optisches Training ausgerichteter Farblehre-Kurs bei der früheren Bauhüserin Helene Nonné-Schmidt. Bei ihr mussten wir auf einem Blatt vorgeschriebene Felder oder winzige ausgestanzte

und aufzuklebende runde Blättchen mit sorgsam abgestuften und vermischten Aquarellfarben bemalen. Die zu lösenden Aufgaben hießen zum Beispiel: *Ermittlung der Auswirkungen verschiedener Helligkeitswerte mit Komplementärfarben* oder *Dreifächige Überdeckung benachbarter Komplementärfarben*. Es handelte sich hierbei um eine zeitintensive, höchst genaue Fleißarbeit, deren perfekte Ergebnisse man noch jetzt am liebsten einrahmen mag. Auf der gleichen Linie arbeiteten wir Grundkursstudenten dann weiter bei dem Architekten Hans Gugelot, der uns in seinem Kurs *Konstruktive Darstellungsmethoden* zeichentechnisch vorbereiten sollte auf ein eventuelles künftiges Entwerfen von Gegenständen. Wieder ging es ausschließlich um für alle ganz einheitliche Aufgabenstellungen wie etwa: *Dreieckige Pyramide auf schiefer Ebene* oder *Drei Kugeln ineinander und jede berührt die nächstgrößere* oder auch *Zweifluchtpunkt-Perspektive*. Obendrein vermittelte Otl Aicher uns typographische Expertise, und es ging bei ihm um die Entwicklung und Eigenart der Druckschriften, um Korrektursymbole und um Druckverfahren.

Zu beachten ist, dass im Grundkurs, neben den vorbestimmten Arbeitszyklen der Vormittage, dem individuell-kreativen Moment keinerlei Zeit vorbehalten war. Eigene erfinderische Ideen bei der Konfrontation mit den Aufgaben blieben unbeachtet hinter den abstrakten Problemen optimaler Re/Produktion versteckt. Und ich vermute, dass niemand von uns Studenten darauf bestanden hat, systematisch wirklich eigene Konzepte zu entwickeln (etwa in Gestalt vorzüglicher Skizzen – wie der in Italien reisende junge Le Corbusier sie geschaffen hat).

Als Gegengewicht zu all den praktischen Übungen bot Eugen Gomringer, „konkreter Dichter“ und Sekretär von Max Bill, einen historisch wie interkulturell außerordentlich weitgespannten Kurs über vergleichende Literatur- und Kunstgeschichte, von Dante bis zum Surrealismus. Und schließlich gab es noch zwei weitere, leider zu knappe Vortragsreihen, die ganz besonders meine auf die Abteilung Information gerichteten Interessen betrafen und Anregungen zu meinen Nach-Ulm-Studien lieferten. Erstens bot uns Helge Pross einen aufschlussreichen und breit ausholenden Überblick über die Geschichte der Soziologie und befasste sich dann speziell mit den verschiedenen Formen der Institution Familie und ihren Problemen in der modernen Gesellschaft.⁹ Und zweitens kam Hellmut Becker, um über empirische Forschungsmethoden einerseits in der europäischen Tradition und andererseits in den neueren amerikanischen Sozialwissenschaften zu sprechen. Dabei befasste er sich besonders mit der Dynamik formeller und informeller Gruppen und den diesbezüglich anzuwendenden soziometrischen Methoden.¹⁰

Hatten unter den genannten Grundkurs-Dozenten die einen ausschließlich die Theorie und die anderen ausschließlich die Praxis im Sinn gehabt, so ist hervorzuheben, dass Tomás Maldonado der einzige war, der von Anfang an mit originellen Ansätzen versucht hat, diese beiden Perspektiven produktiv zu vereinen. Stets war er



bemüht, brauchbare Konzepte und Regeln zu finden, welche sich dann zum Vorteil der Lösung gestalterischer Aufgaben anwenden ließen. Startpunkte boten Wahrnehmungs- und Gestalttheorie, Topologie und Semiotik. Auf deren Grundlage formulierte er eine Reihe von Gesetzen (z.B. der Gestalt, der Prägnanz, der guten Kurve oder des gemeinsamen Schicksals, der Figur-Grund-Relation, der Erfahrung oder der Bewegung) und Arbeitshypothesen. Entsprechende praktische Aufgabenstellungen veranlassten uns dann, komplizierte und ästhetisch sogleich sehr attraktive Peano Flächen und Weierstrasskurven zu zeichnen, Dreh-Gleit-Spiegelungen zu erfinden, uns mit verschiedenen Kompositionen nach Gleichgewichtsprinzipien zu befassen und sogar zu versuchen, experimentell vergleichend, *Ungenauigkeit durch Genauigkeit* zu erzielen. Kurzum, Maldonados Kurs, der sich über beide Grundkurs-Semester erstreckte, bot vorsichtig dosiert dem eigengesteuerten Kreativitätsbedürfnis immerhin ein klein wenig Spielraum.

Im Laufe des Grundkursstudiums tauchten bei mir immer wieder heftige Zweifel auf, ob die Entscheidung, an der HFG zu studieren, überhaupt die für mich richtige gewesen war. Ich hielt das theoretische Gebotene allgemein für ungenügend systematisch aufgebaut. Hinzu kam, dass die Dozenten bei anspruchsvollen Themen dazu neigten, einfach zu ignorieren, dass zum korrekten und gründlichen Verständnis der Probleme vielen unter uns die solide Wissensbasis mangelte. Und bei den meisten Übungen fehlte die besonders mir wichtige, hier gänzlich ausgeklammerte, bewusst lebensnahe und phantasiebereichernde Perspektive.

Ab Mai 1956 konnten meine von ähnlichen Zweifeln geplagte Freundin Ilse Grubrich, ehemalige Waldorfschülerin, und ich uns der keineswegs automatischen Versetzung sicher sein. Aber nun

herrschte bei uns Unschlüssigkeit betreffs der Wahl zwischen den Abteilungen *Information* und *Visuelle Kommunikation*. Wir sprachen darüber mit Tomás Maldonado, der seit Max Bills Rücktritt als Rektor im März dieses Jahres Mitglied des Rektoratskollegiums war, und ich schrieb dann den Eltern: „[...] er fand, einfach anfangen, in einer der beiden Abteilungen, man kann dann ja noch wechseln. Und mit der Vorbildung, das würden wir übertreiben. Schließlich will die Schule keine Durchschnittsmenschen erziehen – es sollen Menschen mit Überblick sein, die die Dinge ganz erfassen, umgestalten, die Persönlichkeit besitzen, etwas zu leiten, sei es einen Verlag oder eine Fernseh-Sendestelle. Er möchte nicht irgendeine mittlere Angestellte in die Welt schicken, von denen natürlich all das kleinpraktische Wissen verlangt wird.“

Aber wie kommt man an solche Stellen, fragten wir uns. Uns lockte eine moderne, stark innovative Informationsabteilung, von der besonders ich mir erhoffte, dass sie sich mit den neuen Medien Film und Fernsehen befassen würde. Fachmännische Bestrebungen in dieser Richtung gingen schon damals von Detten Schleiernmacher aus, einem in Theater und Film bewanderten zeitweiligen Mitschüler, sowie von dem oft in Ulm anwesenden Enno Patalas, Mitarbeiter der Zeitschrift *Filmkritik* und später langjährigem Direktor des Film-Museums in München. Jedoch konnten ihre Bemühungen nicht recht zum Zuge kommen.¹¹ Entmutigend war auch die Art des künftigen Leiters der Abteilung Information, Max Bense. Uns missfielen „seine Witze, seine Egozentrik, die die anderen so ignoriert und nicht eingeht auf Argumente, wenn sie ihm nicht passen“. Andererseits meinte ich (von gender problems belastet) auch wieder: „...dass man [in der Informationsabteilung] doch arbeiten kann, ohne ein zweiter Bense zu werden oder Blaustrumpf und ‚verachtete‘

Chronologie 1946–1953 Vorgeschichte der HfG Ulm



1946–48

Die Ulmer Volkshochschule wird neu gegründet. Ihr Konzept ist geprägt „von der Auseinandersetzung mit dem Faschismus und dem Anspruch, das Denken der Bevölkerung für eine demokratisch-sozialistische Gesellschaftsordnung zu begeistern“.

In den nun folgenden Jahren wird die vh zu einem geistigen Kristallisationspunkt im Nachkriegsdeutschland. Künstler und Wissenschaftler aller Fachrichtungen kommen zum Unterrichten nach Ulm. Um Inge Scholl und Otl Aicher entsteht ein Netzwerk antifaschistischer Persönlichkeiten. Aicher gründet ein eigenes Büro in Ulm. Er entwickelt das Erscheinungsbild der vh Ulm und arbeitet für zahlreiche lokale Auftraggeber.

Oben: Auf jedem der 52 Blätter des Kalenders, den Otl Aicher für die Ulmer Volkshochschule gestaltete, wird eine in den Augen der Herausgeber vorbildliche Person der Zeitgeschichte vorgestellt, die mit der vh in Verbindung standen, darunter Alfred Andersch, Theodor Heuss, HAP Grieshaber, Werner Heisenberg, Marie-Luise Kaschnitz, Max Bill und Inge Scholl. HfG Archiv

Rechts: Otl Aicher, Stele und Plakate für die Ulmer Volkshochschule auf dem Münsterplatz in Ulm, 1950er Jahre.
Foto: Otl Aicher



1949

Ausgehend von dem Modell der Ulmer Volkshochschule entwickeln Inge Scholl, Otl Aicher und der Schriftsteller und Gründer der Gruppe 47, Hans Werner Richter, die Idee einer Tagesvolkshochschule, die den Namen „Geschwister-Scholl-Hochschule“ tragen soll. Die Zeitschrift „Der Ruf“, die Richter zusammen mit Alfred Andersch und anderen herausgibt, wird von der amerikanischen Besatzungsmacht im Klima des heraufziehenden Antikommunismus verboten.

1950

Erste gemeinsame Diskussion von Inge Aicher-Scholl, Otl Aicher, Hans Werner Richter und dem Schweizer Bauhausschüler und Architekten Max Bill über das Programm der neuen Schule.¹ Bill schlägt vor, das Bauhaus als Vorbild zu nehmen. Die amerikanischen Besatzer und Geldgeber für das Hochschulprojekt sind nicht bereit, den politisch links stehenden Hans Werner Richter als Leiter zu akzeptieren. An seiner Stelle wird Max Bill designierter Rektor der neuen Ulmer Hochschule. In der Folgezeit prägt er das Programm. Auf „alles literarische und philosophische beiwerk“ soll nun verzichtet, Politik nur noch im Rahmen der Allgemeinbildung gelehrt werden.²

1951–53

Der Wiener Bildhauer und Gestalter Walter Zeischegg kommt nach Ulm. Im Aufbaubüro der HfG ist er für das an die Hochschule angegliederte Institut für Produktform zuständig. Inge Scholl gelingt es, eine Million DM bei der Industrie, Behörden und anderen Geldgebern als Komplementärbeitrag zu der amerikanischen Spende zusammenzutragen. Unterstützt wird sie bei dieser Arbeit unter anderem von der Schriftstellerin Ilse Aichinger, mit der sie eine lebenslange Freundschaft verbindet.

Max Bense hält 1952 an der Ulmer Volkshochschule einen ersten Vortrag.

1 Eva v. Seckendorff, Die Hochschule für Gestaltung. Gründung und Ära Max Bill. Marburg 1980, S. 17.

2 wie Anm. 1, S. 34

3 wie Anm. 1, S. 41

Unten: Hans Werner Richter bei einem Vortrag in der Ulmer Volkshochschule, 1948. Im Hintergrund das „Ulmer Tuch“ von HAP Grieshaber.

Foto: Hannes und Ilse Rosenberg



Unterricht an der HFG: Sprache als Fach

Im Oktober 1957 kommt Gert Kalow zum ersten mal nach Ulm, um dort das Fach „Textierungen“ zu unterrichten.²¹ Am 22. September hatte er an Tomás Maldonado einen „Arbeitsplan für das III. Semester (Okt.–Dez.) 1957 Abteilung Information“ geschickt. In dem dazugehörigen Brief kommt Kalows Begeisterung für die neue Aufgabe zum Ausdruck: „Ich schicke Ihnen daher einen Arbeitsplan-Entwurf für die ganze Informations-Abteilung. Ob er Ihnen zusagen wird? Es handelt sich da freilich nur um Stichworte. Änderungen sind, falls gewünscht, selbstverständlich möglich. Entscheidend ist, daß wir ernste, konkrete und zugleich enthusiastische Arbeit leisten, daß es uns gelingt, den Studenten Freude am Ausdruck beizubringen. Ich denke, wir werden das schaffen.“²²

Kalow unterrichtet in diesem Jahr nicht nur durchgängig die (insgesamt vier) Studenten der Informationsabteilung, sondern gibt auch eine „Einführung in die Publizistik“ für den Grundkurs. In einem „Erfahrungsbericht an das Rektoratskollegium“ berichtet er im Dezember 1957 von einleitenden Vorträgen über Sprachtheorie, mehreren „sorgfältig durchexerzierte[n] Textstudien“²³, und am Ende des Studienjahres erklärt er: „die informationsabteilung hat am 11.6.58 ein Hörspiel beendet.“²⁴

Über die Inhalte von Kalows Vorlesungen gibt unter anderem sein Buch „Poesie ist Nachricht“ Auskunft, das er ausdrücklich mit einer Widmung an seine ehemaligen Ulmer Studenten versah. Hervorzuheben ist hier vor allem der Text über „Musik und Sprache“, in dem Kalow die Sprache im Hörspiel behandelt.²⁵

In einem „Bericht über die Abteilungsarbeit Information 1960/61“ erzählt er anschaulich von seiner Art zu unterrichten:²⁶ „Wie in den vergangenen Jahren, stellte ich Lektüre und kritische Besprechung ausgewählter Texte (Kraus, Pound, Kerr, Walser u.a.) an den Anfang jeder Übung. Daran schlossen sich, gemäß der jeweiligen Vorlage, ausführliche Gespräche über handwerkliche Probleme an, etwa: die *consecutio temporum* im Deutschen, Ober- und Bedeutungsfelder, die einzelnen Wortgattungen und ihre Eigengesetze, die Rückblende und andere Tricks des Erzählens.

Im vorangegangenen Jahr hatten wir Dylan Thomas' Hörspiel „Unter dem Milchwald“ bis in die letzten Winkel auseinandergelassen (mit graphischer Aufzeichnung des ganzen Ablaufs). Diese analytische Arbeit wurde, etwas weniger exzessiv, in diesem Jahr fortgesetzt (...) Sinn dieser Aufgabe: nicht ‚Literaturbetrieb‘ (der uns gar nichts angeht), sondern Schulung in der Fähigkeit, Formen zu erkennen, sprachliche Bausysteme.

Zwischenherein wurden, als Fingertübung, Referate und Glossen geübt (...). Hauptprojekt der Abteilungsarbeit im letzten Jahr war das Manuskript zu einem Rundfunk-Feature über ‚Die Party; Formen heutiger Geselligkeit‘. Das Thema wurde aus vielen möglichen Themen ausgesucht (nach Absprache mit Radio Frankfurt), die Literatur gemeinsam durchgegangen, jeder Student bekam ein Teilgebiet zur Ausarbeitung. Am lehrreichsten war der Zusammenbau des am

Ende immensen Materials zu einem verständlich gegliederten Text. Trotz freiwillig eingeschobener Sonntags- und Nachtarbeit wurde das Manuskript jedoch bis zum 30.6.61 nicht fertig. Der Abschluß wird im Oktober nachgeholt.“²⁷

Das Feature „Die Party“ der Autoren Dolf Sass, Alf Pass und Erdmann Wingert wird schließlich 1962 vom Hessischen Rundfunk gesendet.²⁸

Kalow orientiert sich in seinem Unterricht an dem angelsächsischen Vorbild des *creative writing*, das in jener Zeit als Begriff in Deutschland allerdings noch weitgehend unbekannt ist.²⁹ So weist er schon in seinem Aufsatz über H. W. Auden in *Christentum und Ideologie* „auf einen allgemeinen, übrigens höchst nachahmenswerten, Trend des literarischen Lebens Amerikas“ hin: „Man wünschte, daß unsere europäischen Universitäten sich gleichfalls entschlossen, statt der Nur-Philologen auch die Sprachkünstler selber auf ihre Lehrstühle für Germanistik, Romanistik, Anglistik usw. zu berufen.“³⁰

In Europa betrachtete man das literarische Schreiben eher unter dem Aspekt des Geniegedankens: Als eine Begabung, die nur wenigen zuteil wird und auf Anrieb vorhanden ist. Kalow dagegen betont den handwerklichen Aspekt: „Man kann Schreiben lernen, genauso, wie man Akteichnen oder Komponieren lernt“, äußerte er 1991 im Gespräch mit der Autorin.³¹

Diesem Ansatz folgt Kalow auch an der HFG. In freien Übungen bekommen die Studenten etwa die Aufgabe, eine beliebige Person durch die von ihr benutzte Sprache zu charakterisieren oder einen Vorgang genau zu beschreiben. „Die Übungen wurden dann im Seminar vorgelesen, und Dozent und Mitstudenten haben dann entschieden, ob das verständlich war. Ob die Nachricht angekommen ist. Wenn nicht, wurde genau überlegt, warum nicht.“³²

Kalow war in dieser Zeit nicht der Einzige, der diese Methode anwandte. Auch in der berühmtesten Autorengruppe jener Zeit, der Gruppe 47, stand die Textkritik im Mittelpunkt der Treffen – nur gab es einen entscheidenden Unterschied: Die „so harte, nie Rücksicht nehmende Kritik in der Gruppe 47“³³ diente dem Urteil über die Texte der Kollegen. Im geschützten Raum des Unterrichts an der Ulmer Hochschule stand dagegen die handwerkliche Arbeit im Vordergrund. Den Texten lagen konkrete Aufgaben zugrunde, sie wurden zum Zweck der Übung geschrieben und besprochen. Es ging gerade nicht darum, geniale Texte zu verfassen und sich damit einer – mitunter vernichtenden – Kritik zu stellen. Es ging um die persönliche Entwicklung der Studenten und eröffnete ihnen die Möglichkeit, anhand solcher Schreib-Erfahrungen ein eigenes Profil und einen eigenen Stil zu entwickeln.

Unter dem Titel „Sprache als ‚Fach‘?“ veröffentlicht Kalow 1962 in „output“, der Studentenzeitschrift der HFG einen Artikel, in dem er diesen Aspekt noch vertieft.³⁴ Ausgehend von der Frage: „Brauchen wir Schriftstellerschulen?“ zieht er zunächst die Parallele zu anderen Künsten: „Aber haben wir nicht Konservatorien mit Meisterklassen

Gert Kalow im Unterricht an der HFG, 1959. HFG-Archiv, Depositum Beck, Foto: Peter Beck.



für Komposition, Kunstakademien mit Unterricht in Graphik, Malerei, Plastik?“³⁵, um dann nicht nur eine solidere Ausbildung für den Nachwuchs publizistischer Berufe zu fordern, sondern „eine bessere Spracherziehung (...) für alle“³⁶.

„In den Oberklassen gibt es zwar den unentbehrlichen Deutschen Aufsatz, aber eine höhere Sprachlehre fehlt beinahe ganz. Ausdrucksübungen in kleinsten und größeren Formen, Wort-für-Wort-Analysen fremder Texte, experimentelles Eindringen in die Baugeheimnisse der Syntax usw., kurz: die konkreten Anleitungen zum eigenschöpferischen Umgang mit der Sprache fehlen. (...) Freilich sind die Deutschlehrer nicht oder nur mittelbar daran schuld. Sie geben weiter, was sie empfangen haben. (...) Auf unseren Lehrstühlen für Physik sitzen die großen Physiker, auf den Lehrstühlen für Philosophie die Philosophen, auf den Lehrstühlen für Architektur die Architekten. Auf den Lehrstühlen für Deutsche Literatur sitzen ausschließlich Historiker.“³⁷

Bestätigung für diese Ideen erhält Gert Kalow von Peter Ladiges, dem Leiter der NDR-Hörspielabteilung: „Ich muß häufig an Deinen kleinen Aufsatz über die Möglichkeit, schreiben zu lernen oder nicht, denken. In den letzten drei Wochen hatte ich einen Schwung von

über zwanzig englischen Originalfernsehspielen zur Beurteilung. Da kann man sehen, in wieweit die reine Schreibtechnik erlernbar ist. Diese Leute kommen fast alle aus der BBC-Schule und können es einfach. Und das brauchen wir heute. Gute Handwerker, denen Du ein Thema oder ein paar runde Figuren in die Hand drücken kannst, und dann machen sie halt ein Fernsehspiel daraus. Das hat natürlich mit Kunst nichts zu tun. Aber mit dem Kunstbegriff hat man in Deutschland nicht nur die Literatur ruiniert, sondern viel mehr. (...) Was nützen die besten Absichten, wenn sie nicht zum Ausdruck kommen oder dem technischen Mittel nicht adäquat sind?“³⁸

Um der Informationsabteilung mehr Gewicht und eine professionelle Ausstattung zu geben, kümmert sich Kalow um die Einrichtung eines Tonstudios an der HFG – eine „Wortwerkstatt“ in Ergänzung zu den anderen HFG-Werkstätten.³⁹ Hier sollen die Studenten lernen, ihre eigenen Hörspiele und Rundfunkbeiträge zu produzieren.

Bereits in den frühen Programmen für eine „Geschwister-Scholl-Hochschule“ hatten die Bereiche Rundfunk, Fernsehen und Film ja gleichberechtigt neben anderen Ausbildungsthemen gestanden.

Der Biertrinker 3. Fassung

Geruch, Musik, Gläserspülen, übervolle Gardrobenständer, am Schanktisch ein Mann von etwa 50 Jahren. Er hat einen Ast, Rückgratverkrümmung. Ein geknickter Baum. Mit unbeholfener Hebelbewegung greift er zum Glas, das in Kinshöhe vor ihm steht. Sein breiter Schlepptau macht ihn noch kleiner, sein Mantel erinnert an ein Geschützplanze. Er selebriert jeden Schluck, denn er ist mit sich und seinem Glas allein. Seine Beziehung zur Umwelt ist auf das Glas beschränkt, seine Augen sprechen von der Dornstacheln des Trinkers dem Stoff gegenüber und wie alle Trinker ist er dem Stoff unterlegen. Aber das gibt ihm eine Sicherheit, die er kaufen kann, in Gläsern. Die Zustimmung für ein neues Glas erfolgt wortlos, durch Kinn auf die Brust und Unterlippe hoch geschoben.

Bei jedem neuen Glas sieht er sich denselben Problemen gegenüber, mit der Neige verringern sie sich und den Versuch sie zu lösen, unternimmt er mit jedem ~~neu~~ Glas neu.

Freuer

textimprovisationen

café um ein mädchen. (essay ironique)

sie scheint im stuhl zu hängen, für sich zu sein und martini zu schlürfen - verzeihung, zu nippen. eine minderjährige überdrüssigkeit im lila sack. l'art pour l'art ihr weißlicher verputz und der schönheitsfleck, heute über dem linken mundwinkel, da vorne wohl kaum viel zu enthüllen wäre, dékolletiert sie hinten. wäre nicht ihre kinnlade etwas zu schwer, würde die fleischlose madonna ihren tastenden blicken nachschweben, verduften. so aber bleibt sie der mittelpunkt des teenager-café.

fragt man ihre bewunderer, ob sie schön sei, heißt es: sie dichte, ob ihr anblick erregt: sie liebe hunde nicht.

wie alt mag wohl der kellner sein?

eine sehr müde, langweilige madonna.

ein mädchen im café. (essay tragique)

nachdem sie sich im stuhl zurückgelehnt und ihren tiefdékolletierten rücken zwischen lila sackkleid und stuhllehne zum café gedreht hatte, zigaretten rauchend und immer wieder ein getränk zum mund führend, wobei ab und zu die unrisse ihrer hochliegenden beckenknochen neben dem schwarzen, zu einem knoten aufgesteckten haar sichtbar geworden waren und ein übersüchtigtes, gelangweiltes kurtisenergesicht mit schönheitsfleck hatten vermuten lassen - drehte sie in einer unerwartet verzweifelten geste ihr todblaues gesicht herum und sah mit unruhigen, vor angst geweiteten augen über die schulter zum nebensisch, während über ihren zusammengepreßten mund ein zucken flackerte, ihre nervösen hände nach einer illustrierten tasteten und ihr letzter rest an faßung angesichts der eingetretenen stille und der vielen erhobenen köpfe zusammenzustürzen drehte.

Vielfalt statt Einheitlichkeit

unterschiedliche
Textarten:

journalistisch

anekdotisch

dokumentarisch

wissenschaftlich

unterschiedliche
Zitationsformate

„Studenten“ und
„Studierende“

neue und alte Recht-
schreibung mit
„Anführungsstrichen“

neue Rechtschreibung
mit Latino-«Guillemets»

alte schweizerische Recht-
schreibung mit deutschen
„Anführungsstrichen“

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Lesung

Erdmann Wingert

Auszug aus:

Auf dem Holzweg über'n Kuhberg

Erinnerungen an eine Zeit der Widersprüche

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Kurzvortrag

Gui Bonsiepe

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Zitate und Thesen – zur Diskussion

Ilse Grubrich-Simitis

*Die Informationsabteilung war die kleinste, die abseitigste, die experimentellste, phasenweise wohl **die intellektuell am meisten stimulierende** unter den Abteilungen der Ulmer Hochschule für Gestaltung – eine Art Paradiesvogel und zugleich zumindest partiell **eine eklatante Fehlkonstruktion.***

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Ilse Grubrich-Simitis

*... ein kosmopolitisches Zentrum der damals
avanciertesten Moderne. **Unwiederholbar.***

Elke Koch-Weser Ammassari

*warum [...] diese Abteilung die
problematischste war – also weshalb sie nur
schwer auf den Weg kam, sie uns Studierende
wiederholt unzufrieden machte ...*

Erdmann Wingert

*... von all diesen Theoriefächern überfrachtet,
darunter Methodologie, Kombinatorik,
Wissenschaftslehre, Physiologie, Psychologie,
Soziologie und zu allem Überfluss auch noch
Semiotik, [...]*

*Die Lehre von den Zeichen blieb für mich ein
Buch mit erheblich mehr als sieben Siegeln.*

Rückblicke. Die Abteilung Information an der hfg ulm

Monika Maus

*Jetzt fehlte nur noch die [...] geheimnisvollste, die Informationsabteilung. Eigentlich war sie **das intellektuelle Herzstück der HfG** ...*

Die Abt. Information als Bindeglied

die *ausbildungsabteilung* „*information*“
erweist sich als **bindeglied zwischen den
ausbildungsabteilungen und der
allgemeinbildung.**

die *lehrkräfte dieser abteilung* wirken in
*stärkerem maße am unterricht, der
allgemeinbildung mit als die anderer
abteilungen.*

Otl Aicher, *allgemeinbildung in der hochschule
für gestaltung*, Manuskript um 1951



Drei Thesen

1.

Die Entstehung und Entwicklung der Abteilung Information ist eng verknüpft mit der Vorgeschichte der HfG.

Man kann sie als letztes hartnäckiges Überbleibsel einer ursprünglich geplanten Schule für politische Bildung interpretieren.

Drei Thesen

2.

Die Abteilung Information ist ein Beleg für die ganzheitliche Auffassung von Gestaltung an der HfG, die alle Bereiche des „industrialisierten Lebens“ umfasste – im Unterschied zum Bauhaus einschließlich der verbalen Kommunikation und der Medien.

Drei Thesen

3.

*Der **Effekt**, den die Abteilung und ihre Dozenten **auf das intellektuelle Niveau der gesamten HfG** und den dort entstehenden Designdiskurs hatte, wird bis heute unterschätzt und ist bisher zu wenig thematisiert worden.*

Die Abteilung Information

das intellektuelle Herzstück der HfG?
eine eklatante Fehlkonstruktion?

